

Internationales  
Archiv für Sozialgeschichte  
der deutschen Literatur

9. Sonderheft

### *Herausgeber*

WOLFGANG FRÜHWALD, München; GEORG JÄGER, München;  
DIETER LANGEWIESCHE, Tübingen; ALBERTO MARTINO, Wien.

### *Wissenschaftlicher Beirat*

MAX L. BAEUMER, Madison, Wisconsin; WILFRIED BARNER, Göttingen; ROGER BAUER, München; HERMANN BAUSINGER, Tübingen; KARL BERTAU, Erlangen; MARTIN BIRCHER, Genf; WOLFGANG BRÜCKNER, Würzburg; WERNER BUSCH, Berlin; HORST DENKLER, Berlin; WOLFRAM FISCHER, Berlin; HANS FROMM, München; HANS NORBERT FÜGEN, Heidelberg; GERALD GILLESPIE, Stanford, California; HERBERT G. GÖPFERT, München; KLAUS GRUBMÜLLER, Göttingen; WOLFGANG HARMS, München; RENATE VON HEYDEBRAND, München; HANS-JOACHIM KOPPITZ, Mainz; HELMUT KREUZER, Siegen; EBERHARD LÄMMERT, Berlin; PETER LUNDGREEN, Bielefeld; WOLFGANG MARTENS, München; JAN-DIRK MÜLLER, München; WALTER MÜLLER-SEIDEL, München; OTTO OEXLE, Göttingen; PAUL RAABE, Halle; FRITZ K. RINGER, Boston, Massachusetts; LUTZ RÖHRICH, Freiburg; PIERRE-PAUL SAGAVE, Paris; NELLO SAITO, Rom; GERHARD SAUDER, Saarbrücken; RUDOLF SCHENDA, Zürich; JÖRG SCHÖNERT, Hamburg; ALPHONS SILBERMANN, Köln; FRITZ STERN, New York; PETER STROHSCHNEIDER, Dresden; HORST THOMÉ, Stuttgart; JEAN-MARIE VALENTIN, Paris; WILHELM VOSSKAMP, Köln; ERNST-PETER WIECKENBERG, München; MANFRED WINDFUHR, Düsseldorf; REINHARD WITTMANN, München; DIETER WUTTKE, Bamberg; BERNHARD ZELLER, Marbach a. N.; HANS ZELLER, Fribourg; WOLFGANG ZORN, München.

### *Mitglieder der Redaktion*

NORBERT BACHLEITNER, Wien; OLIVER DÜRSELEN, München; MARTIN HUBER, München; ALFRED NOE, Wien; MIRJAM STORIM, München; RUTH STUBENVOLL, München

# Interpretation, Beobachtung, Kommunikation

Avancierte Literatur und Kunst  
im Rahmen von Konstruktivismus,  
Dekonstruktivismus und Systemtheorie

Herausgegeben von Oliver Jahraus und Bernd Scheffer  
unter Mitarbeit von Nina Ort

9. Sonderheft  
Internationales Archiv für Sozialgeschichte  
der deutschen Literatur



Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 1999

IASL erscheint in zwei Halbjahresbänden mit etwa 480 Seiten Umfang insgesamt.

IASL veröffentlicht Originalbeiträge in deutscher, englischer und französischer Sprache. Das Merkblatt zur Manuskriptgestaltung kann bei der Redaktion angefordert werden. Die Mitarbeiter werden ersucht, ihre Manuskripte satzfertig an die Redaktion einzusenden und Änderungen in den Korrekturfahnen nach Möglichkeit zu vermeiden, da der Verlag die durch Autorenkorrektur verursachten Mehrkosten nur in beschränktem Maße trägt. Die Zeitschrift zahlt kein Honorar.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Für die hier veröffentlichten Aufsätze hat § 4 UrhRG Gültigkeit.

*Rezensionsexemplare* werden an die Redaktionen erbeten.

IASL wird in *Current Contents/Arts & Humanities* und im *Arts & Humanities Citation Index* ausgewertet.

#### *Anschriften der Herausgeber*

Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, Römerstädter Str. 4k, 86199 Augsburg  
Prof. Dr. Georg Jäger, Klenzestr. 26a, 80469 München  
Prof. Dr. Dieter Langewiesche, Im Rotbad 9, 72076 Tübingen  
Prof. Dr. Alberto Martino, Peter-Jordan-Str. 145/1/5, A-1180 Wien

#### *Redaktionen*

Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur  
Institut für Deutsche Philologie  
Schellingstr. 3, D-80799 München

Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft  
Berggasse 11/5, A-1090 Wien

*Redaktion des Sonderheftes:* Georg Jäger

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*[Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur / Sonderheft]*

Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft. – Tübingen: Niemeyer.

Reihe Sonderheft zu: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur  
9. Interpretation, Beobachtung, Kommunikation. – 1999

*Interpretation, Beobachtung, Kommunikation* : avancierte Literatur und Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie / hrsg. von Oliver Jahraus und Bernd Scheffer unter Mitarb. von Nina Ort. – Tübingen : Niemeyer, 1999

(Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur : Sonderheft ; 9)

ISBN 3-484-64006-5 ISSN 0175-9779

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 1999

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Einband: Geiger, Ammerbuch

# Inhalt

OLIVER JAHRAUS UND BERND SCHEFFER

Vorwort ..... 1

SEBASTIAN GÖRNITZ

Hören – Bearbeiten – Konstruieren? Über Interpretation und Adäquatheit anlässlich von sprechenden, strukturinvarianten oder impliziten Texten ..... 7

MAXIMILIAN G. BURKHART UND ANNE CAROLIN GAISER

»Wenn man schon am Anfang zu stolpern beginnt...« Zu Theorie und Praxis der Dekonstruktion, am Beispiel Jacques Derridas Kafka-Lektüre *Préjugés. Vor dem Gesetz* ..... 35

ANDREAS ROTHEIMER

Kunst am Nullpunkt? oder Die Auferstehung des Interpreten. Eine systemtheoretisch inspirierte (Re-)Konstruktion von Kafkas Erzählung *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* ..... 67

MICHAELA KENKLIES

Literarische Avantgarde und paradoxe Kommunikation am Beispiel von Konrad Bayers *der kopf des vitus bering* ..... 113

CORINNA KREBS

Theorie und Praxis in der Prosa Friederike Mayröckers ..... 131

NINA ORT

Versuch über das Medium: das ›*was sich zeigt*‹ ..... 147

RAINER TOPITSCH

Die Hermeneutik der Hypochondrie. Lichtenbergs Theorie und Praxis der Beobachtung ..... 171

BERND SCHEFFER

Interpretation, Medieninterpretation – über Analyse und Wissenschaft hinaus. Plädoyer für eine selbstverständliche, un(zu)gehörige, essayistische Schreibweise ..... 199

OLIVER JAHRAUS

Die Unhintergebarkeit der Interpretation im Rahmen literaturwissenschaftlicher Theoriebildung ..... 241

NINA ORT

Glossar..... 293

Literaturverzeichnis..... 299

## Vorwort

Was mit dem Begriff Interpretation umrissen werden kann, stellt heute noch oder vielmehr: heute mehr denn je eines der spannendsten, grundlegendsten und zugleich problematischsten Forschungsfelder dar. Interpretation blickt daher nicht nur auf eine lange Theorietradition zurück, auch gegenwärtige Theorieentwicklungen lassen sich um diesen Problemkomplex gruppieren. Auch wenn es nicht auf Anhieb zu erkennen ist, Interpretation ist und bleibt ein zentraler und fundamentaler Reflexions- und Forschungsbereich für viele und verschiedenartige Theorieentwicklungen, denn sie betrifft die grundlegenden Bedingungen der Möglichkeit überhaupt, Theorien zu entwerfen.

Doch die Vorzeichen haben sich radikal geändert: Das Moment der Krise verliert seine negative Implikation und wird positiv gewertet, die Paradoxie verliert ihren logischen Schrecken und wird geradezu – bis in einzelne Formulierungen hinein – favorisiert, aporetische Denkfiguren werden nicht vermieden, sondern gesucht, es geht weniger um die Explikation, als vielmehr um das Unausprechliche, es geht nicht um die Kommunikation, sondern um die Kommunikationsverweigerung, und uneinholbare Letzthorizonte werden allemal mehr präferiert und fokussiert als Lösungsversuche überkommener Modelle. Sollten alle Beiträge, die wir in diesem Band zum Thema Interpretation unter modernen Theoriestandards versammelt haben, ein gemeinsames Motto bekommen, so wäre es ein Imperativ: Kommuniziere das Inkommunikable!

Seit dem Sommersemester 1996 haben wir in mehreren Kolloquien Interessierte zusammengeführt, um dieses Problem im historischen Aufriß, aber auch mit dem Standards neuester Theorieoptionen zu diskutieren. Daraus hat sich eine theoriegeschichtliche Startsituation herauskristallisiert, die wir mit folgenden Punkten umreißen können:

- Interpretation ist älter als der philologische Rahmen, in dem sie heute auch institutionell beheimatet ist: Interpretation war schon Thema in hermeneutischen Verstehensmodellen, als an nationalphilologische Wissenschaften noch gar nicht zu denken war.
- Interpretation hatte dabei schon immer die Fähigkeit gehabt, die Philologie mit anderen Theorieangeboten zu verknüpfen: So ist die hermeneutische Interpretation ein ›Import‹ aus Theologie und Jurisprudenz.

- Interpretation ist mehr als nur eine, wenn auch zentrale Form literaturwissenschaftlicher Praxis und Theorie: Interpretation überstieg schon immer die eng gezogenen Grenzen einer Wissenschaftsklassifikation von den Geisteswissenschaften in Richtung auf die Sozial- und auch auf die Naturwissenschaften.
- Interpretation hat auch immer schon Theorie und Praxis miteinander verbunden, sich dabei aber theoretisch immer selbst als Grundlagenmodell verstanden. Nicht erst die sog. Methodendiskussion der 70er Jahre hat gezeigt, daß eine Interpretationstheorie immer auch Grundlagendiskussion in einer Wissenschaft mit sich bringt, deren Praxis aus Interpretation besteht.
- Interpretation war schon immer, bislang in jeder theoretischen Konzeptionalisierung, das zentrale und gleichzeitig höchst problematische, vielfach am meisten krisenbehaftete Theorieelement.
- Die Geschichte der Interpretation und ihrer Theorie kann zeigen, daß auch in den großen theoretischen Umwälzungen dieses Jahrhunderts, die man mit den Begriffen Psychoanalyse und Strukturalismus benennen kann, Interpretation immer Hauptakteur war, wenn auch in den unterschiedlichsten Verkleidungen und nicht immer auf Anhieb zu erkennen.

Unsere Diskussion setzte eigentlich erst dort ein, wo diese Geschichte weitergeht: Mit neueren und neuesten Theorieentwicklungen, wie sie insbesondere unter die Kennzeichnungen von Dekonstruktion, Konstruktivismus und Systemtheorie fallen, ist die Interpretation keineswegs aus dem Blickpunkt verschwunden. Im Gegenteil: Auch wenn die genannten Theorien nicht immer als Interpretationstheorien aufgetreten sind, sie haben doch Standards mit sich gebracht, unter denen Interpretation heute innovativ, jedoch ohne die historisch tradierten Problemtradition abzuschneiden, und unter wesentlich verschärften und wesentlich fundamentaleren Fragestellungen wiederum auf die Tagesordnung gestellt wurden.

Bei der Entwicklung und Systematisierung unserer Positionen haben wir eine eigentümliche Erfahrung gemacht. Obschon als allgemein formuliertes Ziel zunächst nur vorgegeben war, zu einer Theorie der Interpretation beizutragen und eine entsprechende Interpretationspraxis im Horizont einer über die Literaturwissenschaft hinausgehenden Medienwissenschaft exemplarisch anzuregen, mußten wir feststellen, daß unsere Meinungen zu dem weit gespannten Thema Interpretation sich um eine relativ geringe Anzahl von Schwerpunktsetzungen herum in einem engen, gemeinsamen konzeptionellen Rahmen entlang weniger Diskussionsstränge gruppierten. Diese Schwerpunktsetzungen stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem heutigen Theorie-

und Diskussionsstand, auf den die Beiträge unterschiedlich zwar, aber auch mit vielen Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zurückgegriffen haben. Sie verweisen auf folgende Vorgaben, die wir in einer Liste zusammengefaßt haben. Alle Beiträge, wenn auch je mit spezifischer Gewichtung, sind diesen Vorgaben gefolgt, auch wenn wir im folgenden nur einschlägige Beispiele herausgreifen. Wir schätzen daher insgesamt diese Vorgaben als richtungsweisende Forschungsperspektiven ein:

- In der Konzeptionalisierung von Interpretation treffen sich die neueren Theorieentwicklungen aus den genannten und derzeit bedeutsamen Theoriearchitekturen von Dekonstruktion, Konstruktivismus und Systemtheorie gerade deswegen, weil sie die Möglichkeit bieten, alte Problembestände in völlig neuem Licht zu sehen und zu bewerten. Der eigentliche Grund dürfte in der radikalen und folgenschweren Umstellung basaler Theorieprinzipien liegen; die Umstellung von der Identität auf Differenz mit all ihren logischen Implikationen liefert dafür das erste Schlagwort. Interpretationstheoretisch hat das weitreichende Konsequenzen: Insbesondere hat das Moment der Krise seinen Schrecken verloren und kann mit Hilfe dieser Architekturen produktiv genutzt werden. Operativ wird dies vor allem im Umgang mit Paradoxien und Unentscheidbarkeiten deutlich, wie es in nahezu allen Beiträgen, explizit bei Michaela Kenkies oder Nina Ort angesprochen wird. Wo für den intendierten Interpretationsbegriff genau jene Begründungsebenen, die diese Theorien einzunehmen versuchen, unmittelbar relevant werden, zeigt es sich, daß der Interpretationsbegriff nur als Fundamentalbegriff überhaupt zu fassen ist. Daß die Beiträge hierbei bewußt auf konzeptionelle Aporien zusteuern, ist bis in einzelne Formulierungen hinein nachzuverfolgen, wenn z.B. von der »primordialen Zweitlosigkeit«, vom »Raum jenseits der Differenz« oder der »Abwesenheit aller Differenz« die Rede ist. Es geht allen Beiträgen darum, mit der Konzeption von Interpretation in kommunikative und kognitive Bereiche vorzustoßen, die sich durch ihre Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit definieren, und dieses kommunikationsbrechende Paradox – ablesbar an den zahlreichen Raummetaphern – dennoch zu kommunizieren. – Daß sich damit wiederum Impulse für die Ausarbeitung dieser Grundlagentheorien ergeben können, steht außer Frage.
- Diese Fundamentalisierung des Konzepts von Interpretation zeigt ganz deutlich, daß nicht die wissenschaftliche Praxis Interpretation begründet, sondern umgekehrt das Konzept von Interpretation die Form ihrer Praxis konstituiert und legitimiert. Diese Umkehrung der Begründungsrichtung ist eine Konsequenz aus der Fundamentalisierung, die die Interpretation aus ihrem philologischen Refugium auf die Ebene ihrer kognitiven und kom-

munikativen, psychischen und sozialen Dimensionen ausdehnt und zu einem philologischen, philosophischen oder soziologischen Grundlagenmodell macht.

- So argumentiert Bernd Scheffer, daß angesichts der damit einhergehenden radikalisierten Begründungsproblematik die interne Ausdifferenzierung des Interpretationskonzepts neuartige Verhältnisbestimmungen zwischen Analyse und Interpretation erfordert, die sich gleichermaßen auf das Verhältnis von Wissenschaft und Essayismus als Formen der Interpretationspraxis auswirken müssen. Weil sich Interpretation nicht mehr ausschließlich analytisch begründen lassen kann, plädiert er aus konstruktivistischer Perspektive für eine essayistische Interpretationspraxis. Gängige interpretationskonstitutive Differenzierungen zwischen Analyse und Interpretation, zwischen Wissenschaft und Essay (besonders im Beitrag von Bernd Scheffer) und zwischen einer ›symbolischen‹ und einer ›sozialen Orientierung‹ von Interpretation (besonders im Beitrag von Oliver Jahraus) werden damit unterlaufen.
- In dieselbe Kerbe schlägt Rainer Topitsch mit seinem Beitrag: Die von Lichtenberg initiierte Beobachtungsform rekonstruiert er als eine Interpretationspraxis, die ihren Blick auf das von der Wissenschaft Ausgeschlossene richtet und gegenüber den Verdrängungsmechanismen der Wissenschaft essayistisch-subversiv beobachtet. Auch Sebastian Görnitz greift dieses Verhältnis von Analyse und Interpretation auf, indem er es methodengeschichtlich von der Gadammerschen Hermeneutik (die er als präkonstruktivistisch charakterisiert) über den Strukturalismus bis hin zum Konstruktivismus rekonstruiert. Er plädiert allerdings auf dieser Basis für ein Kooperationsmodell von Analyse und Interpretation.
- Vor allem werden Denkfiguren der Unhintergebarkeit und Uneinholbarkeit relevant. So fließt aus dem Konstruktivismus der Gedanke der Unhintergebarkeit kognitiver Prozesse ein, der sich mit dem systemtheoretisch entworfenen Zusammenspiel kognitiver und kommunikativer Prozesse verbindet, was wiederum eine symptomatische Parallele im dekonstruktivistischen Gedanken der absoluten und uneinholbaren Differentialität (différance) findet. Die Unhintergebarkeit der Interpretation im Sinne der différence wird im Beitrag von Burkhart/Gaiser mit der Relektüre von Derridas Kafkas-Lektüre demonstriert und im Beitrag von Oliver Jahraus vor dem Hintergrund literaturwissenschaftlicher Theoriebildung im methodengeschichtlichen Überblick thematisiert.
- Damit verbunden ist, wenn auch in den einzelnen Beiträgen unterschiedlich stark ausgeprägt, zumindest ein Ausblick auf Beobachtungskonzepte, auf

Sinn-, Medien- und Zeichen-Konzepte, die wiederum mit Konzepten von Kommunikation, Gesellschaft, Kunst und Wirklichkeit einhergehen. Insbesondere beleuchtet diesen Zusammenhang der Beitrag von Andreas Rotheimer: er blendet von der problematischen Interpretation auf die kommunikativen Bedingungen von Kunst in der Gesellschaft über, indem er das Verhalten der Mäuse zu Josefines Gesang in Kafkas Erzählung als Paradigma von Interpretation nimmt. Er folgt damit einer Strategie, der schon Derrida mit seiner Kafka-Lektüre (*Préjugés. Vor dem Gesetz*) gefolgt ist: Kafka nicht zu interpretieren, sondern die Geschichte selbst als Interpretation zu lesen, um gerade durch diesen Ebenenüberstieg die in den Geschichten involvierten Interpretationsaporien offenzulegen. Der Beitrag von Burkhardt/Gaiser fügt diesem Verfahren eine weitere Ebene an, indem sie Derridas Kafka-Lektüre noch einmal lesen, um somit die Bedingungen von Dekonstruktion als aporetischer Interpretation in praxi zu beleuchten.

- In jedem Fall aber wandelt sich der Interpretationsbegriff von einem unimedialen Verfahrensmodell zu einem inter- oder transmedialen Fundierungsbegriff, ohne die verfahrenstechnischen Implikationen aus dem Blick zu verlieren. Von der Literatur ausgehend, gibt es eine doppelte Erweiterung: vom Literaturmedium auf Medien allgemein und von der Literatur als Kunst auf Kunst insgesamt. So versucht vor allem der Beitrag von Oliver Jahraus, den Interpretationsbegriff auf kognitiv-kommunikativer Ebene an einen entsprechenden Medienbegriff zu binden, der es erlaubt, Interpretation als medienbasiertes Operieren in der Kopplung von Bewußtsein und Kommunikation zu verstehen. Diese Bemühungen werden von den Überlegungen von Nina Ort flankiert, die versucht, gerade im Rückgriff auf die Mystik den Medienbegriff jenseits seiner kommunikativen Erfassbarkeit in den Griff zu bekommen.
- Bedeutsam werden die hier skizzierten Aspekte der Diskussion gerade auch dort, wo es gelingt, die gängigen und leitenden Differenzen traditioneller Interpretationsbegriffe noch einmal zu verarbeiten, zu unterlaufen oder zu überwinden. Gerade an den literaturbezogenen Beiträgen von Michaela Kenklies zu Konrad Bayer und Corinna Krebs zu Friederike Mayröcker wird deutlich, daß insbesondere avancierte Literatur Interpretation nur noch in der Form zuläßt, daß der Text eine Interpretation der eigenen Interpretationsverweigerung zuläßt. So steht bei Kenklies der immanente Zusammenhang von moderner literarischer Nachkriegs-Avantgarde und paradoxer Kommunikation und bei Krebs das durch den Mayröcker-Text selbst als aporetisch entfaltete Verhältnis von Theorie und Praxis des Textes und der Interpretation im Mittelpunkt des Interesses.

Schon an dieser kleineren Parteilung wird ersichtlich, daß sich insgesamt ein Diskussionsfeld eröffnet hat, das im Grunde genommen von zwei konkurrierenden, aber immer auch diskussionsfähigen Alternativen dominiert wird: Es stehen sich grundsätzlich Positionen gegenüber, die Interpretation als Wissenschaft in Frage stellen oder an ihr festhalten. Wo man auf der einen Seite die Aporien des fundamentalen Interpretationskonzepts zum Anlaß nimmt, eine gänzlich andere Interpretationspraxis ins Auge zu fassen, begreift man auf der anderen Seite Paradoxien und Aporien als Bedingung der Möglichkeit von Interpretation überhaupt. Man hebt hier auf die psychische Indeterminierbarkeit der Interpretation ab, die bestenfalls sozial reglementiert werden kann, und geht dort von der zumindest ansatzweise psychischen Determinierbarkeit aus, wo man zugleich soziale Spielräume zugesteht. So sind die Positionen entweder analyseorientiert oder aber interpretationsorientiert; sie lassen in der Interpretation Objekt- und Metaebene konvergieren, oder sie versuchen, durch weitere Beobachtungsebenen strikt zu trennen. Die einen plädieren für einen Essayismus, die anderen für eine Wissenschaft der Interpretation.

Und das interessanteste Ergebnis dabei ist: Es stehen sich nicht radikalere und weniger radikale Positionen gegenüber, sondern unterschiedliche Formen von Radikalität, selbst mit den Beiträgen der beiden Herausgeber: Beide nutzen Aporien und Paradoxien des Interpretationskonzeptes produktiv für eine Neukonzeptionalisierung des Interpretationsbegriffs. Und jede Seite ist auf die andere Seite angewiesen, gibt sie ihr doch erst die notwendige Kontur.

Die Herausgeber danken Herrn Prof. Dr. Georg Jäger, München, der die Publikation dieses Bandes maßgeblich unterstützt und in die Wege geleitet hat. Unser Dank geht auch an die Autorinnen und Autoren für den Beitrag, den sie über ihren jeweiligen Aufsatz hinaus in das Gesamtprojekt investiert haben; er geht insbesondere auch an Sebastian Görnitz und Stephan Kling für ihre redaktionellen Mühen und Hilfeleistungen. Und nicht zuletzt danken wir Nina Ort für ihre unverzichtbare Mitarbeit an diesem Band.

## Hören – Bearbeiten – Konstruieren?

Über Interpretation und Adäquatheit anlässlich von sprechenden, strukturinvarianten oder impliziten Texten

Ausgehend von der Diskussion verschiedener literaturtheoretischer Ansätze soll in diesem Beitrag gezeigt werden, daß eine rein hermeneutische Position in bezug auf Interpretationen keine ausreichende Bestimmung der Frage nach Adäquatheit liefert und daß zugleich eine konsequente Weiterführung hermeneutischer Modelle in einer konstruktivistischen Theoriebildung mündet. Hinsichtlich der Adäquatheitsfrage bietet eine strukturalistische Theorie Lösungspotential, vorausgesetzt, daß sie die eigenen Defizite und Bedingtheiten herausstellt, was auf einer konstruktivistischen Grundlage geschehen kann. Umgekehrt kommt auch ein konstruktivistisches Paradigma aufgrund seiner eigenen Verfaßtheit nicht umhin, die Operationalität eines struktural-hermeneutischen Modells anzuerkennen und es entsprechend der Teilung Standard-Beobachtung – Individual-Beobachtung im eigenen Paradigma zu integrieren. Der Beitrag verhandelt also die Möglichkeit und Notwendigkeit eines struktural-hermeneutischen Kooperationsmodells auf einer konstruktivistischen Grundlage.

### 1. Zum Rahmen des Darstellungsgegenstandes

Der Frage nach der sog. Adäquatheit ist wohl nicht zu entkommen, wenn es um Interpretation oder um Fragen von Interpretation geht. Diese Frage spiegelt die Verhältnisbestimmung zweier ›Objekte‹, die für jede Wissenschaft konstitutiv ist: ein Objekt, das analysiert bzw. interpretiert wird, und ein zweites, das das Resultat dieses Vorgangs ist, also im Fall der Textinterpretation Ausgangstext und Resultattext der Interpretation. Für diese Überlegungen kann vorab außer acht bleiben, daß Interpretationen sich immer dadurch konstituieren, indem sie ihr Objekt konstituieren, so daß die Redeweise von einem Objekt immer unter einem wissenschaftstheoretischen Vorbehalt stehen müßte und man schließlich besser von einem Anlaß oder Impuls sprechen sollte. Die Adäquatheitsfrage ist grundsätzlich die übergeordnete Perspektive, die dieses Verhältnis zwischen Ausgangstext und Resultattext anhand vereinbarter Kriterien beurteilt. Daneben kann und sollte die Frage nach Adäquatheit immer auch auf die Kriterien selbst Anwendung finden, was bedeutet, daß diese gegenüber

neuen oder anderen Kriterien aus einer wiederum übergeordneten Perspektive diskutiert werden. Auf einer grundlegenden Ebene besteht somit kein Unterschied hinsichtlich der Perspektiven-Gebundenheit der Betrachtung, so daß auch ein sog. Meta-Diskurs über Literaturtheorien eine Art Erprobung des eigenen, vorgeschlagenen methodischen Inventars darstellen dürfte. Die Adäquatheitsfrage – auch wenn man sie nicht mehr identitätslogisch verstehen kann – grundsätzlich außen vor zu lassen, würde bedeuten, eine Interpretation als gänzlich unabhängig von ›Objekten‹ (und als solche sind auch Literaturtheorien letztlich anzusehen) zu verstehen, was – selbst wiederum als Aussage formuliert – wenig Sinn machen würde. Wie allerdings dieses Verhältnis zwischen interpretiertem ›Objekt‹ und ›Interpretat‹ näher gefaßt werden sollte bzw. wie weit die Adäquatheitsfrage heute noch getrieben werden kann, ist damit noch völlig offen und Gegenstand nachfolgender Überlegungen. Die Beantwortung hängt davon ab, in welcher Hinsicht von ›dem Erfassen eines Objekts‹ gesprochen werden muß oder anders gesagt: was als der bestimmende Faktor von Interpretation auszuweisen ist.

Eine sinnvolle Möglichkeit, dies zu diskutieren, besteht darin, innerhalb der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Theoriebildung ein möglichst breites Spektrum an Vorschlägen eben hinsichtlich dessen zu untersuchen, was jeweils der bestimmende Faktor von Interpretation sei und unter welchen Voraussetzungen demnach Interpretation betrieben werden solle. Die spannungsreichste, gegensätzlichste und in diesem Sinne breiteste Konstellation scheint durch Vorschläge hermeneutischer, strukturalistischer und konstruktivistischer Ansätze gegeben. Sie besteht zum einen hinsichtlich des ›Aktivitäts‹- bzw. ›Passivitätsgrades‹, der dem Leser bei der Rezeption bzw. dem Text beim Rezipiert-Werden jeweils zugeschrieben wird. Sie besteht zum andern aus der sich daraus ergebenden ›Beschaffenheit‹ des auszulegenden Gegenstandes.

Eine solche Klassifikation setzt voraus, daß es aufgrund der gegenwärtigen literaturtheoretischen Debatte keine (›ernstzunehmende‹) Position mehr gibt, die mit der Autor-Kategorie Interpretation betreibt.<sup>1</sup> Das Problem Interpreta-

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. Ricœur 1991, S. 253–293, Gadamer 1965, S. 273, Frank 1989, S. 124–131, Titzmann 1977, S. 330–342, Foucault 1988, S. 7–31, Scheffer 1992, S. 27–30, 213–233 oder implizit z.B. Schmidt, 1993, S. 312. – Allerdings könnte sich bei einer Hermeneutik, wie sie Ricœur vertritt (anders als bei Gadamer) die Frage erheben, ob diese Konzeption nicht zumindest hintenherum einen Rehabilitierungsversuch der Autorintention unternimmt (vgl. Ricœur 1991, S. 257–265). Im Konstruktivismus spielt der Autor freilich als notwendiges, kaum zu umgehendes Konstrukt des konkreten Lesers eine Rolle; dieser wird sich immer eine bestimmte Vorstellung vom vermeintlichen Textproduzenten machen, und von dieser Vorstellung kann ohne weiteres seine gesamte Einschätzung eines Textes abhängen (angelehnt an Scheffer 1992, S. 218). Die Autorintention fungiert hier aber nie als Adäquatheits-

tion und Adäquatheit läßt sich nur (noch) zwischen den Bezugspunkten Text und Rezipient ausloten. Gegenüber dieser Problemstellung bedeutet auch das Verfahren der sog. empirischen Literaturwissenschaft (v.a. die Variante von S. J. Schmidt) keine grundsätzliche Einschränkung: die Möglichkeit des Bearbeitens der anlässlich von literarischen Texten gefertigten Objektkonstitutionen (also der »Kommunikate«<sup>2</sup>) kann nicht grundsätzlich von der Bearbeitung anderer sprachlicher Objekte verschieden sein. Abgesehen davon, daß man die Literarizitätsvermutung an die jeweilige eigene Zuschreibung koppeln muß, sie also nicht an sich existiert, muß sich auch bei der Bearbeitung solcher ›nicht-literarischen‹ Äußerungen das Interpretationsproblem stellen.<sup>3</sup> Damit wird nicht die Berechtigung verneint, das »Sozialsystem« Literatur (Meyer/Ort 1990) empirisch zu untersuchen. Es disqualifiziert aber jede Tendenz, dies als den ausschließlichen literatur-theoretischen Untersuchungsgegenstand gegenüber dem »Symbol-« oder »Textsystem« Literatur (ebd.) gelten zu lassen: es handelt sich nur um eine Verlagerung einer auf der basalen Ebene immer vorhandenen »Subjekt-Objekt-Konfundierung« (Groeben 1982, S. 39) – ein Problem, das ja auch von empirischer Seite immer wieder thematisiert wird.<sup>4</sup> Auch ein dekonstruktivistischer Textbegriff läßt sich – nicht nur aus einer konstruktivistischen Sicht<sup>5</sup> – durchaus in dem hier eröffneten Spektrum ansiedeln: das Formulieren eines ›entgrenzten Textbegriffs‹ spiegelt doch wohl die Vorgängigkeit des Interpretationsgegenstandes wieder. Der entgrenzte Text, genauer: die »Spur«, die »differance« (vgl. Derrida 1983) etc. wird als der determinierende Faktor von Interpretation beschrieben, und das ist, abgesehen von der Füllung, eine eher hermeneutische Ansicht.<sup>6</sup>

Den drei ausgewählten methodischen Richtungen sind in der Überschrift dieses Beitrags jeweils bestimmte inhaltliche Füllungen hinsichtlich der beiden Kategorien *Text* und *Autor* zugeordnet. Diese Zuweisungen sind aber noch nicht apodiktisch zu verstehen: zumindest das Attribut ›Hören‹ kann als Stan-

---

Maßstab. Bei Schmidt 1988, S. 146ff., ist die Frage nach dem Autor entsprechend »konsequent empirisiert« (S. 148).

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Schmidt 1988, S. 144 oder Groeben 1982, S. 32f.

<sup>3</sup> Vgl. entsprechend auch Jäger 1994, S. 125.

<sup>4</sup> So z.B. Schmidt 1993, S. 315ff. Anders allerdings Schmidt 1982, S. 9f., 14 vs. 20f.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu z.B. Schmidt 1988, S. 151f.

<sup>6</sup> Zu einer Kritik am dekonstruktivistischen Verfahren vgl. aus hermeneutischer Sicht Figal 1996, S. 12; ähnlich aus strukturalistischer Sicht implizit Titzmann 1977, S. 43: »Jede Beschreibung einer Veränderung setzt [...] ein übergeordnetes System voraus, das invariant bleibt [...]«. – Anders sieht dies Derrida (z.B. 1983) selbst, vgl. auch Engelmann 1990, S. 31.

dard-Beschreibung einer hermeneutischen Rezeptionsvorstellung problematisiert werden, da diese innerhalb hermeneutischer Ansätze so gut wie nie konsequent durchgehalten wird. Dies läßt sich bei H.-G. Gadammers Konzeption exemplarisch diskutieren. – Das konstruktivistische Attribut ›impliziter Text‹ ist an die Denkfigur eines ›impliziten Lesers‹ (bzw. ›Autors‹) angelehnt. Ihr liegt folgende Überlegung zugrunde: solche Kategorien werden in der Rezeptionsästhetik von Iser bzw. in kommunikationstheoretischen Ansätzen<sup>7</sup> immer auf eine textimmanente Ebene bezogen als Entsprechung zu einer ›real vorkommenden‹ Größe. Ein impliziter Text soll entsprechend etwas sein wie das Korrelat eines ›realen Textes‹, über den selbst erkenntnistheoretisch keine Aussagen mehr getroffen werden können. Diese Gedankenfigur versucht damit in eins zu fassen, daß man aus einer konstruktivistischen Sicht zum einen keinesfalls leugnet, daß Texte in einem ›ontologischen‹, besser wohl: ›sozialen‹ Sinn vorhanden sein müssen, daß aber andererseits diese ›realen‹ Texte niemals (zumindest eindeutig/mit Sicherheit) ›erreicht‹ werden können. – Im Gegensatz zu älteren Positionen des Strukturalismus, auf die möglicherweise ›Beschreiben‹ oder gar ›Entnehmen‹ (und dann ›Ordnen‹) zutreffen würde, ist das Attribut ›Bearbeiten‹ – womit das Bewußtsein von der Vorgängigkeit eines methodischen Apparates bei der Textanalyse assoziiert werden soll – in Übereinstimmung mit der erkenntnistheoretischen Grundlage der etwas neueren Theoriebildung.

## 2. Zum Vorgehen

Wenn die Qualität des Gegenstandes Text und die damit verbundene Frage nach Adäquatheit und Wissenschaft innerhalb der verschiedenen Ansätze im folgenden bestimmt wird, ist klar, daß die Behandlung dieses inhaltlichen Problems in einem strengen Sinn schon uneinholbar jedem Entwurf voraus liegt: Erstens geht der Bestimmung dessen, was adäquat sein soll, eine Bestimmung voran, anhand der die Adäquatheit der Bestimmung des Adäquaten letztlich überprüft wird. Zweitens kann eine Darstellung der verschiedenen Methoden selbst nur methodischer Art und damit kontingent sein. Dabei dürfte aber gerade diese Interdependenz zwischen Methodendarstellung und methodischem Darstellen das Ergebnis dieses Darstellens beeinflussen. – Nun teilen bekanntermaßen alle Wissenschaften dieses Problem. Beispielsweise ist in der Physik (als derjenigen Wissenschaft, deren Gegenstandsbereich für alle Naturwissenschaften Geltung hat, wodurch ihr in diesem Sinne Universalität zugesprochen

---

<sup>7</sup> Vgl. zu beidem z.B. Link 1980.

werden kann) der Unterschied zwischen Gesetz und Anfangsbedingung seit Newton konstitutiv. Anfangsbedingungen haben aber nur dann einen Sinn, wenn sie als kontingent verstanden werden können. Selbst in der universal-deterministischen Interpretation der Quantenphysik von Bohm verbleibt die einzige Anfangsbedingung kontingent. Indem für die Quantentheorie ein Subjekt als Beobachter konstitutiv ist, zugleich aber der Beobachter nicht im selben Moment beobachten und beobachtetes Element des Systems sein kann, als dessen Teil er jedoch gelten muß, wird deutlich, daß er das Beobachtete (also das System und/oder sich selber) durch seine Beobachtung verändert. Auch naturwissenschaftliche Ergebnisse und Theoriebildung können immer nur approximativ sein, da die meisten möglichen Beobachtungen über Systemzustände immer in der Zukunft liegen werden und somit heute unbekannt sind.<sup>8</sup>

In den Geisteswissenschaften sind die Probleme vergleichbar, allerdings sind dort die Validitätskriterien, an die Beobachtungen geknüpft werden, in der Regel weniger ›streng‹. Grundsätzlich ist man sich aber unter diesen Bedingungen einig, daß bestimmte Modelle und Theorien dann als ›berechtigt‹ anzusehen sind, wenn sie möglichst gut funktionieren: sie müssen anwendbar, in sich (relativ) konsistent und nicht (ohne weiteres) falsifizierbar sein. Begrüßenswert ist eine Theorie, die ihre eigenen Prämissen schon im Akt der Theoriebildung gleichsam performativ zur Diskussion stellen kann.

Die folgende Diskussion beginnt mit einer kurzen Besprechung von Gadamer's Hermeneutik in *Wahrheit und Methode*. Die Vorschläge Gadamer's sollen dahingehend inventarisiert werden, daß deutlich wird, wie bei ihm die Relation Text-Leser bestimmt wird, was theorieimmanente wie allgemein erkenntnistheoretische Probleme offenbart. Als deren Lösung wird vorgeschlagen, daß Gadamer in seinem Hauptwerk eine Art Frühkonstruktivismus (freilich naiver, da nicht reflektierter Art) entwirft. Wenn aber Gadamer's Hermeneutik als Frühkonstruktivismus interpretiert wird, muß damit zugleich ein Bestimmungsversuch eines eigentlichen hermeneutischen Paradigmas geliefert werden, wozu auch andere Konzepte wenigstens cursorisch zu berücksichtigen

---

<sup>8</sup> Vgl. z.B. Th. Görnitz 1995 sowie 1996 oder Scheibe 1986 o. 1993. Darüber hinaus scheint es sehr plausibel, daß eine naturwissenschaftliche Universaltheorie eine Kosmologie als den »Endpunkt« ihrer Universalität notwendig macht. Gleichzeitig kann aber Kosmologie selbst nicht mehr Gegenstand einer empirischen Wissenschaft sein, da allgemeine Gesetze nur über allgemeine Phänomene und nicht über ein singuläres Phänomen (wie es die Kosmologie notwendigerweise zum Gegenstand hat) aufgestellt werden können. Sofern sich Geisteswissenschaften eher mit singulären Phänomenen beschäftigen, kann hierin (wie in der Beobachtergebundenheit von Theoriebildung) eine Art Annäherung zwischen den beiden Bereichen hinsichtlich der Prämissen der Theoriebildung behauptet werden.

sind. Daß aber (unter anderem) Gadammers Theorie eine solche Problemanzeige ermöglicht, legt wiederum nahe, daß konstruktivistische Text-Wahrnehmung auch schon einer hermeneutischen Seite gleichsam immer schon ›plausibel‹ war, auch wenn sie immer anders ›verstanden‹, d.h. gewertet wurde. – Dem Konstruktivismus kommt damit selbst aus einer hermeneutischen Sicht eine gewisse Notwendigkeit zu. Aus konstruktivistischer Perspektive ist freilich die phänomenologische Binnenbeschreibung des Verstehensaktes und des mit ihm verbundenen Textbegriffs in die grundsätzliche Konstruiertheit von Bedeutung zu überführen. Das Ur-Anliegen jeder ›verstehenden‹ Hermeneutik – die Applikation – bleibt aber auch dann unaufgebarer Bestandteil eines literaturtheoretischen Baukastens.

Im Anschluß wird eine Spezifizierung des Interpretationsbegriffs vorgeschlagen, die sich aus dem ungelösten Adäquatheitsproblem ergibt. In der Linie vorangegangener Überlegungen und Modelle sollten Interpretationen auf sog. Standard-Beobachtungen<sup>9</sup> aufbauen, was zu einer Differenzierung in die Bereiche Analyse und Interpretation führt. Als operabelstes Analyseverfahren wird der (neuere) Strukturalismus angesehen. Durch diese Differenzierung sollen im Bereich der Analyse allgemein nachvollziehbare Ergebnisse anläßlich von Texten erbracht werden, wodurch Adäquatheitskriterien an die Hand gegeben sind und ein Nachvollzug des daran anschließenden Interpretats (eher) ermöglicht ist – Bedingungen, um die wissenschaftliches Interpretieren schwerlich umhin kann.

Durch eine solche Kooperation von Analyse und Interpretation wird aber der Anspruch auf Vollständigkeit, der mit einem ›orthodoxen‹ strukturalistischen Paradigma in der Regel (so z.B. bei Titzmann) verknüpft ist, aufgegeben, was entsprechend begründet werden muß. Hierfür lassen sich sowohl Argumente anführen, die im strukturalistischen Paradigma selbst angelegt sind, als auch solche, die eher von außen kommen. Geht man von einem konstruktivistischen Textbegriff aus, ist es äußerst umstritten, ob eine analytische Operationsebene überhaupt gerechtfertigt werden kann.<sup>10</sup> Indem hier (ähnlich wie z.B. Groeben 1982) behauptet wird, daß auf eine Analyseebene nicht verzichtet werden darf, müßte begründet werden, daß bzw. worin relevante Unterschiede zwischen Analyse und Interpretation bestehen. Dies scheint erkenntnistheoretisch nur auf einer operationalen Folgebene der Textwahrnehmung möglich, dort allerdings mit guten Gründen. Literaturtheoretisch gewendet bedeutet dies: ein strukturalistisches Verfahren muß innerhalb einer konstruktivi-

---

<sup>9</sup> In Anlehnung an Scheffer 1992.

<sup>10</sup> So z.B. von Glasersfeld, 1993, Schmidt, 1993 – anders explizit Groeben, 1982.

stischen Erkenntnistheorie anwendbar sein bzw. diese Anwendung muß sich mit (einer gewissen) Notwendigkeit ergeben. Diesen *Ermöglichungsgrund* stellt die erkenntnistheoretische Nähe von Konstruktivismus und Strukturalismus dar.<sup>11</sup> Die *Notwendigkeit* kann in eher ›taktischen‹ Gründen einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie gesehen werden: sich der Relevanz einer solchen Unterscheidung zu verweigern, würde einen Radikalitätsanspruch mit sich bringen, der den Akt der eigenen Theoriebildung fragwürdig machen könnte, zumindest aber den Anspruch auf operationale Plausibilität einbüßt.

### 3. Gadamer's »Frühkonstruktivismus«

Gadamer's Ansatz in *Wahrheit und Methode*<sup>12</sup> darzustellen, könnte zu der Überlegung nötigen, daß er nur angemessen mittels eines Verfahrens beschrieben werden kann, das der von ihm geforderten Methode entspricht, da seine Hermeneutik einen universalen (S. XIX) Anspruch erhebt und seine methodologische Grundlegung des Verstehensprozesses in Anlehnung an Heidegger als unhintergebar (vgl. S. XVIII, 246ff.) beschrieben wird. Dies sollte man aber schon von daher ablehnen, da hier unausweichlich vorausgesetzt werden müßte, was herausbekommen werden soll. Überdies stellt sich die Frage, ob es von der Grundtendenz in *Wahrheit und Methode* her überhaupt die Möglichkeit zu einer kritischen Darstellung von Gadamer's Ansatz geben kann, da er wohl holistisch, sozusagen ›auf Verstehen hin‹ gelesen werden müßte. Dies bedürfte aber einer weitergehenden Untersuchung, da nicht ganz klar ist, ob Gadamer Kunstwerken (nicht doch) einen anderen Wahrheitsgehalt als philosophischen Werken zuspricht. – Gadamer selbst behauptet jedenfalls, daß die hermeneutische Aufgabe »von selbst in eine sachliche Fragestellung« (S. 253) übergehe. Wie ist eine solche Eigendynamik zu begründen?

Verstehen ist für Gadamer kein Akt »psychische[r] Transposition« (S. 372) wie s.E. in der romantischen Hermeneutik, sondern es ist vielmehr der »ursprüngliche Seinscharakter des menschlichen Lebens selber« (S. 246). Es ist damit an die Kategorien der »Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit« (S. 241) gebunden, also immer relativ in bezug auf eine Objektswahrnehmung. Aus dieser Perspektivität folgt aber für Gadamer (wie schon für Heidegger) keineswegs,

---

<sup>11</sup> Meyer/Ort 1990, S. 2 und 4 sprechen hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Grundlagen von einem »integrativen Paradigma«, welches Strukturalismus, Funktionalismus und allgemeine Systemtheorie gemeinsam besetzen.

<sup>12</sup> Gadamer 1965. Alle Zitate ohne nähere Literaturangabe beziehen sich in diesem Kapitel auf dieses Werk.

daß deshalb auch an den »immanenten Kriterien dessen, was Erkennen heißt,« (S. 247) gerüttelt werden dürfte:

Auch für Heidegger ist das historische Erkennen nicht planendes Entwerfen, nicht die Extrapolierung von Willenszielen, kein Sichzurechtlegen der Dinge nach Wünschen und Vorurteilen oder Suggestionen der Mächtigen, sondern es bleibt eine Anmessung an die Sache, *mensuratio ad rem*. Nur daß die Sache hier nicht ein *factum brutum*, ein bloß Vorhandenes [...] und Meßbares ist, sondern zuletzt selbst von der Seinsart des Daseins. (S. 247)

Diese ›*mensuratio ad rem*‹ sei angeblich möglich, da es sich nicht um eine ›bloße ›Gleichartigkeit‹ des Erkennenden und Erkannten‹ (ebd.) handle:

In Wahrheit ist die Anmessung alles Erkennenden an das Erkannte nicht darauf gegründet, daß sie von der gleichen Seinsart sind, sondern empfängt ihren Sinn durch die Besonderheit der Seinsart, die beiden gemeinsam ist. Sie besteht darin, daß weder der Erkennende noch das Erkannte ›ontisch‹, ›vorhanden‹ sind, sondern ›historisch‹, d.h. von der Seinsart der Geschichtlichkeit sind. (ebd.)

Diese erkenntnistheoretische Volte ist nicht nachvollziehbar: unterliegt die Wahrnehmung der jeweiligen zeitlichen Begrenztheit und kann von daher immer nur perspektivisch sein, dann ist unklar, wie eine ›Anmessung an die Sache‹ als solche wahrgenommen werden sollte. Was dagegen gewonnen sein soll, wenn sowohl das Subjekt als auch das Objekt (?) der Auslegung – zumindest ›die Sache‹ bzw. das ›Erkannte‹ – ›historisch‹ sind, und d.h. doch wohl in der perspektivischen Wahrnehmung des Subjekts entworfen werden, ist ebenso unverständlich. Allem Anschein nach sieht Gadamer das *Historische* der Sache als eine Art Wirkungsweise bzw. als eine Art Produkt *der Sache selbst* und schreibt dies entgegen seiner vorherigen Bestimmung nicht allein der Konstruktion des Erkennenden zu.<sup>13</sup> Solche Differenzen werden noch deutlicher, wenn es um das ›Sprechen‹ der Texte und die sog. Horizontverschmelzung geht.<sup>14</sup>

---

<sup>13</sup> Vgl. z.B. S. 437: Der Text bringt »seine [!] je neuen« Sinn- und Resonanzmöglichkeiten ein, die »durch den [je] anderen Empfänger neu erweitert [!]« werden.

<sup>14</sup> Solche Widersprüchlichkeit bildet geradezu ein Grundmuster von Gadamers Darstellung: »Die Mannigfaltigkeit [...] bestimmter] Weltansichten bedeutet keine Relativierung der ›Welt‹. Vielmehr ist, was die Welt selbst ist, nichts von den Ansichten, in denen sie sich [?] darbietet, Verschiedenes« (S. 423). Entweder wird die Welt durch Ansichten von Subjekten zugänglich oder aber die Welt kann sich selbst, unabhängig von diesen, darstellen. – Man könnte einwenden, daß meiner Alternative des *entweder-oder* die Anwendung der Logik auf etwas zugrunde liegt, was als fundamentaler als die Logik selbst angesehen werden kann. Nur muß nicht immer auch eine solche Annahme Anwendung von Logik sein? Die hier verhandelten Probleme stellen aber ›sachgerecht‹ in der Tat eine harte Belastung von Logik dar.

Gadamer's Vorstellung von der Ausübung von Verständigung ist dialogisch konzipiert. Sie gilt für ihn auch für literarisches Verstehen:

Wenn wir das hermeneutische Phänomen nach dem Modell des Gespräches, das zwischen Personen statthat, zu betrachten suchen, so besteht die leitende Gemeinsamkeit zwischen diesen so verschiedenen Situationen, dem Textverständnis und der Verständigung im Gespräch, vor allem darin, daß jedes Verstehen und jede Verständigung eine Sache im Auge hat, die vor einen gestellt ist. (360) Sprachliche Verständigung stellt das, worüber sie stattfindet, vor die sich Verständigenden hin, wie einen Streitgegenstand, der zwischen den Parteien in die Mitte niedergelegt wird. Die Welt ist derart der gemeinsame, von keinem betretene und von allen anerkannte Boden, der alle verbindet, die miteinander sprechen. (S. 22)<sup>15</sup>

Wenn der gemachte Vergleich sinnvoll sein soll, dann müßte die gemeinsame Sache eigentlich etwas vom Text Unterschiedenes sein. Der Text muß gleichsam eine der Parteien darstellen, die ihre Sicht der Sache zur Sprache bringt.<sup>16</sup> Dann muß erklärbar sein, wie man sich das Vor-einen-gestellt-Werden der Sache vom Text oder zumindest ein »Zur-sprache-kommen [sic] der Sache selbst« (S. 360) vorzustellen hat. Nach Gadamer ist es so, daß

nur durch den einen Partner, den Interpret, der andere Partner, der Text, überhaupt zu Wort kommt. Nur durch ihn verwandeln sich die schriftlichen Zeichen zurück in Sinn.<sup>17</sup> Gleichwohl kommt durch diese Rückverwandlung in Verstehen die Sache selbst, von der der Text [?!] redet, ihrerseits zur Sprache. (S. 365)

Dieses Paradoxon wird auch so beschrieben:

Der Text bringt eine Sache zur Sprache, aber daß er das tut, ist am Ende Leistung des Interpreten. (ebd.)

Abgesehen von dieser epistemologischen Spannung (um nicht zu sagen Widersprüchlichkeit), wird an anderer Stelle Auslegung dagegen so erklärt, daß dabei (evtl. letztlich und) erstaunlicherweise »keine methodische Aktivität des Subjekts, sondern ein Tun der Sache selbst vor[liegt], das das Denken ›erleidet‹. [...] Was verstanden werden kann, [...] stellt] sich von sich aus dem Ver-

---

<sup>15</sup> Angesichts dieser Zitate ist es vielleicht mehr als ein Bonmot, wenn Bernd Scheffer in einer Diskussion H.-G. Gadamer's Konzeption mit ihrer optimistischen Erwartungen an das Gespräch als eine »Liebes-Hermeneutik« bezeichnet.

<sup>16</sup> Dies deckt sich auch mit (den meisten von) Gadamer's Ausführungen, vor allem mit der Horizontverschmelzung. Allerdings können auch »sinnvolle Texte« (S. 251) die »Sache selber sein« (nämlich für Philologen); indessen handeln diese Texte »ihrerseits wieder von Sachen« (ebd.), was wiederum die obige These stützt.

<sup>17</sup> Man beachte die (auch sonst häufig vorkommende) Synonymie zwischen »zu Wort kommen« und »Sinn« erhalten. (Vgl. auch S. 441, 381 oder 307.)

stehen« (S. 450) dar. Und »als was sich etwas darstellt, gehört vielmehr zu seinem eigenen Sein.« (ebd.)

Diese Differenz ist schwerlich aufzulösen. Bei Gadamer geht ihr – wie eben (S. 365) gesehen – die Figur voran, daß der zunächst »Fragende zum Gefragten« (S. 437) wird. D.h., daß sich im hermeneutischen Zirkel (vgl. S. 275 u. 277) eine Art Umschlag ereignet, wo die »sachliche Wahrheit« (S. 280) bzw. die »Sinnmeinung« (S. 376) des Textes sich gegen »die eigenen Vorurteile« (S. 436) auszuspielen beginnt. Und dies führt dazu, daß die andere Welt/Sache des Textes eine »Wahrheit in sich« (S. 418) darstellt. – Damit ist möglicherweise die Eigenleistung des Subjekts also »nur« eine Art *Initial*-Moment im Verstehen, es besetzt sozusagen dessen Startposition, von der aus sich dann das weitere bei entsprechenden Bedingungen von der Sache bzw. vorher vom Text aus gleichsam von selbst ergibt. Und aufs Ganze (oder von der Sache her gedacht) gesehen, scheint dann diese Leistung für Gadamer vielleicht vernachlässigbar: Unter dieser Bedingung könnte es letztlich so etwas geben, wie einen »Anspruch, den der Text erhebt« (S. 292). – Dennoch: ohne subjektive Rückkopplung ist das auch für Gadamer nicht denkbar, denn »wer einen Text verstehen will, ist vielmehr bereit, sich von ihm etwas sagen zu lassen« (S. 253).

Setzt man solche Überlegungen in Beziehung zu Gadammers näherer Ausdifferenzierung des Verstehensaktes in der sog. Horizontverschmelzung, kommen vergleichbare Differenzen in geradezu verdichteter Form zutage. Die Horizontverschmelzung soll den Akt des wirkungsgeschichtlichen Verstehens<sup>18</sup> in nuce beschreiben. Auch hier stellt sich die Frage, wie ich aus meinem eigenen Horizont, der zunächst »die Gebundenheit des Denkens an seine endliche Bestimmtheit« (S. 286) bezeichnet, in einen anderen (historischen) Horizont gelangen kann. Formal-logisch nachvollziehbar ist zunächst die Antwort Gadammers:

Wenn sich unser historisches Bewußtsein in historische Horizonte versetzt, so bedeutet das nicht eine Entrückung in fremde Welten, die nichts mit unsrer eigenen verbindet, sondern sie insgesamt bilden den einen, großen, von innen her beweglichen Horizont, der über die Grenzen des Gegenwärtigen hinaus die Geschichtstiefe

---

<sup>18</sup> Gemäß dieser Theorie kann es eigentlich keine »echte« Fremdheit geben, da eine »Zugehörigkeit zur Tradition genauso ursprünglich und wesenhaft zu der geschichtlichen Endlichkeit des Daseins gehört wie sein Entworfenheit auf zukünftige Möglichkeiten seiner selbst.« (S. 248) In diesem Zusammenhang fällt auch an anderer Stelle der Begriff der »Kunst [!] des historischen Verstehens« (S. 287 u. 370). Von einer solchermaßen terminologisierten Position (Schleiermacher, Dilthey) hatte sich Gadamer deutlich abgegrenzt.

unseres Selbstbewußtseins umfaßt. In Wahrheit ist es also ein einziger Horizont, der all das umschließt, was unser gegenwärtiges Bewußtsein enthält. (S. 288)

Mit H. Link hat man allerdings »Anlaß zu fragen, was dann noch verschmelzen soll.«<sup>19</sup> Und tatsächlich ist für Gadamer »*Verstehen der Vorgang der Verschmelzung solcher vermeintlich [!] für sich seiender Horizonte*« (S. 289).

Konsequenterweise stellt sich Gadamer selbst die Frage, warum er dann »überhaupt von Horizontverschmelzung und nicht einfach von der Bildung des einen Horizontes« (S. 290) spricht. Dies sei für ihn eine notwendige heuristische Krücke, um nicht einer »naiven Angleichung« (S. 290) zu verfallen, also in den eignen Vorurteilen zu verharren: »Der Entwurf [!] des historischen Horizontes ist also nur ein Phasenmoment im Vollzug des Verstehens« (ebd.). Und ganz offen erklärt er weiter, daß ein Subjekt also letztlich »sich mit sich selbst« (ebd.) vermittelt.<sup>20</sup> Gleichwohl wird dieser gesamte Prozeß von Gadamer als »wirkliche Horizontverschmelzung« (ebd.) beschrieben<sup>21</sup>, die sogar vom wirkungsgeschichtlichen Bewußtsein her einem »kontrollierten Vollzug« (ebd.) unterliegen kann. Insofern stimme ich Link zu:

Was aber in dem von Gadamer beschriebenen Vollzug hermeneutisch reflektierten historischen Verstehens abläuft, sind lauter bewußtseinsinterne Ereignisse – eine *Kontrolle* ist weder durch die erkennende Sache gegeben (schon der Entwurf des historischen Horizonts ist ja subjektive Leistung und dazu nur Phasenmoment) noch durch intersubjektiv abgesicherte Methodik, um die es dem »ästhetisch-historischen Positivismus im Gefolge der romantischen Hermeneutik« (S. 290) zu tun war.<sup>22</sup>

So gesehen scheint es naheliegend, Gadamer eine Art zwar naiven, aber dafür überaus latenten Konstruktivismus zu unterstellen, den er nur mit logischen Brüchen »umgehen« kann. Oder positiv(-ironisierend) formuliert: bei Gadamer sind erstaunlicherweise schon zutreffende Beobachtungen konstruktivistischer Erkenntnistheorie anzutreffen (die freilich in Widerspruch zu sonstigen Aussagen stehen). Anlässlich Gadamers Modell dürften es immer die Rezipierenden (also im folgenden *wir*) selbst sein, die in sich ungefähr folgendes Phänomen erzeugen: Ein konstruierter interner Beobachter entwirft in uns einen Ho-

---

<sup>19</sup> Link 1980, S. 127.

<sup>20</sup> Auf die Parallele zu Schleiermacher (vgl. Fn. 24) weise ich hin.

<sup>21</sup> Bei Schleiermacher ist ein vergleichbarer Anspruch nicht so deutlich, was gewiß durch das differierende Interpretationsziel mitbedingt ist. Schleiermacher spricht zwar von dem Ziel des »vollkommene[n] Verstehen[s] des Stils« (ders. 1967, S. 152), als die eigentümliche Art des Ineinanders von Gedanke und Sprache im Akt des Urhebens, meint aber gleichwohl, daß dieses Ziel nur »durch Annäherung zu erreichen« (ebd.) sei. (Vgl. auch z.B. ebd., S. 206.)

<sup>22</sup> Link 1980, S. 127f.

Horizont: *unser Vorverständnis*. Er entwirft dann gleichsam immer neutraler sich gegenüber werdend einen zweiten, anderen Horizont anhand von Textdaten, deren spezifische Füllung von ihm konstruiert wird (= Texthorizont). Mit diesem Horizont geht wiederum der interne Beobachter so um, daß er ihm soviel Autorität zuspricht, daß ein – wohl zweiter – von uns selbst (in uns) entworfenen Horizont (der im Gegensatz zum ersten jetzt uns ganz und gar selbst repräsentiert) mit diesem Texthorizont in einen Austausch gerät. Dieser so entstandene innere ›Dialog‹, soll nach Gadammers Konzept das beiden »Gemeinsame« (S. 277) finden und so einen dritten (oder vierten) Horizont entwerfen, zu dem wir uns dann als unsere ›Wandlung‹, als unser neues, verändertes Selbst verhalten.

Dies scheint die nächstliegende Interpretation von Gadammers Horizontverschmelzung, durch die seine Beschreibung des Verstehensprozesses in eine logisch mehr oder weniger nachvollziehbare Form gebracht würde. Diese Interpretation entspricht weder einem Sender-Empfänger-Modell noch einem subjektiv getönten Entnehmen eines potentiell vorhandenen Sinns. Sie entspricht vielmehr einem Textverständnis, das Verstehen als einen »innersystemische[n] Vorgang modelliert« (Schmidt 1987, S. 180; im Org. unters.), der wiederum anlässlich von Gadamer als eine Art nach innen verlegtes konstruktivistisches Kommunikationsmodell (für soziale Kommunikation) vorgestellt wird:

Kommunikation kann nicht als Übertragung von Information angesehen werden; sie ist vielmehr der Versuch, im kognitiven Bereich zweier oder mehrerer lebender Systeme einen einigermaßen parallelen (und) miteinander vergleichbaren Aufbau kognitiver Orientierungsprozesse zu erreichen. (Schmidt 1982, S. 9)

[...] – biologisch gesprochen – mit den eigenen Zuständen interagieren zu können, sie so behandeln zu können, als ob sie eigenständige Entitäten wären [...] (Köck 1993, S. 176).

So sehr aber Verstehen innersystemisch ist, entspricht diesem Modell keinesfalls die Vorstellung, daß gleichsam auf das Objekt Text verzichtet werden könnte. Die eigene Wahrnehmung steht in einer Relation zu diesem Komplex aus Zeichen.

#### 4. Das Hören des sprechenden Textes – zum hermeneutischen Paradigma

Was bedeutet das für die Bestimmung eines literaturtheoretischen Begriffs Hermeneutik? Als hermeneutisch kann gemäß Gadammers Selbstverständnis nicht mehr ein »Dogmatismus eines ›Sinnes an sich‹« (S. 448) angesehen wer-

den<sup>23</sup>, wie noch (als Zielvorstellung) z.B. bei Schleiermacher oder innerhalb der sog. immanenten Interpretation. Gleichwohl scheint Sinn nach wie vor eine explizit hermeneutische Kategorie zu sein, da Sinn erstens nicht von Verstehen zu trennen ist und sich auch die Absage Gadamers keinesfalls so wenden läßt, daß er behaupten würde, daß Sinn lediglich konstruiert wird. Sinn ist auch bei Gadamer bewußtseinsexterior verankert – Texte besitzen einen »eingekörperten« (S. 458) Sinn, der in verschiedenen Variationen entnommen werden kann: »Was schriftlich fixiert ist, hat sich sozusagen vor aller Augen in eine Sphäre des Sinnes erhoben, an der ein jeder gleichen Anteil hat, der zu lesen versteht.« (S. 370)

Damit ist wiederum die spezifisch hermeneutische Füllung von Sinn verbunden: Obgleich Sinn in den Texten in »eingekörperter Form« vorliegen soll, referiert er grundsätzlich auf etwas Literaturexteriores – auf Welt oder auf Sein. Dem Text wird damit ein Wahrheitsgehalt zugesprochen, er besitzt Wahrheit, die aber in »ihrer vollen Idealität« (S. 372) erst zum Tragen kommen muß, indem der Text je neu ausgelegt wird. Texte haben eine »Meinung« (S. 373), Texte sind »dauernd fixierte Lebensäußerungen« (S. 365) usw.

Wie es scheint, ist es diese lebensweltlich-bewußtseinsexteriore Verortung, die Gadamer dazu bringen muß, den Texten Subjekthaftigkeit zuzusprechen, was sich in der Vollzugsfigur des »sprechenden Textes« niederschlägt. Darauf gründet er eine »eigentümliche Dialektik« des Hörens (vgl. S. 438), die auf die Position der Rezipierenden gemünzt ist:

Nicht nur, daß, wer hört, sozusagen angeredet wird. Vielmehr liegt darin auch dies, daß wer angeredet wird, *hören muß, ob er will oder nicht*. Er kann nicht in gleicher Weise weghören, wie man im Sehen dadurch vom anderen wegsieht, daß man in eine bestimmte Richtung blickt. [...] Es gibt nichts, was nicht durch das Hören mittels der Sprache zugänglich würde. [...] Hören [ist] ein Weg zum Ganzen. (S. 438, Hervorh. S.G.).

Analog dazu gibt es in Gadamers Modell Stellen, die eine solche »Eigenaktivität« des Textes zur Garantin der Interpretation machen wollen. Vergleichbares findet sich auch bei neueren Hermeneuten; so z.B. bei Ricœur:

Meiner Auffassung nach besteht sie [die Aufgabe der Hermeneutik, S.G.] darin, in dem Text selber einerseits die *innere Dynamik* zu untersuchen, die die Strukturierung des Werkes *leitet*, und andererseits das *Vermögen des Werkes*, über sich selbst *hinauszuweisen* und eine Welt zu *schaffen*, die die wirkliche »Sache« des Textes sein würde. Die innere Dynamik und das äußere Hinausweisen bilden das, was ich die

---

<sup>23</sup> Es entbehrt natürlich nicht einer gewissen Ironie, wenn in *Wahrheit und Methode* jeder fünfte Satz mit »in Wahrheit« beginnt.

*Arbeit des Textes* nenne. Es ist die Aufgabe der Hermeneutik, diese doppelte Arbeit des Textes zu rekonstruieren. (1987, S. 251, Hervorh. S.G.)

Bei M. Frank ist damit partiell vergleichbar, wenn er den Text z.B. als sinn-treibende »Bodenhefe« (1989, S. 132) beschreibt. Demgegenüber gibt es aber auch andere Aussagen bei Frank, die als sinngebende Instanzen den Leser und die Kommunikationsgemeinschaft nahelegen (z.B. 1989, S. 130). Ähnlich konstruktivistische Aussagen lassen sich auch bei Schleiermacher finden:

Die Kunst [das Mißverstehen zu vermeiden, S.G.] kann ihre Regeln nur aus einer positiven Formel entwickeln, und diese ist das geschichtliche und divinatorische (prophetische) [...] Nachkonstruieren [!] der gegebenen Rede. (1967, S. 146)

Aufs ganze gesehen verwundert es dann nicht, wenn neben einer erklärtermaßen vorgängigen Rezeptions-Steuerung durch den Text (und eben andererseits durch den Leser) letztlich das zentrale Moment des Verstehensvorgangs in einem *interaktionalen, dialogischen* Verhältnis gesehen wird, das zwischen Text und Leser statt findet. Dies kann bei Gadamer allein schon aus der Metapher der Horizontverschmelzung abgeleitet werden und wird als Figur auch bei Ricœur zentral und bei Frank partiell vertreten.<sup>24</sup> Diejenigen Aussagen, in denen die Rezipierenden als der bestimmende Pol des Rezeptions- und Interpretationsvorgangs dargestellt werden, sind jedenfalls als ein *hermeneutisches* Selbstverständnis zu vernachlässigen. Eine konstruktivistische Theoriebildung muß sie natürlich für bezeichnend halten. Für die hier verwendete Begriffsbestimmung folgt daraus, daß die Rezeptionsseite ›Hören‹ mit ›Fragen‹ zu erweitern ist. Signifikant ist dabei, daß dem Text selbst aber nie die Fähigkeit des Zuhörens bescheinigt wird. Dieser kann terminologisch tatsächlich einzig sprechen. Ein einliniges Sender-Empfänger-Modell wird angesichts dieser Struktur zumindest der Tendenz nach bevorzugt.

Faßt man die Diskussion zusammen und vergleicht sie noch mit weiteren Hermeneutik-Konzepten, kann man zu folgender grundlegender Bestimmung kommen: Einem hermeneutischen Verstehen liegt immer ein bilateraler Kommunikationsprozeß zugrunde, der an Subjekte oder subjekthafte Entitäten rückgebunden ist. Dies geschieht konkret in einer dualistischen Akzentuierung

---

<sup>24</sup> Vgl. z.B. Ricœur 1991, S. 253–293 oder Frank 1989, S. 132. Auch Schleiermachers Argumentation ist diesbezüglich alles andere als konsistent: »[...] die Divination wird sonach aufgeregt [i.e. angeregt; S.G.] *durch Vergleichung mit sich selbst*.« (1967, S. 154; vgl. auch S. 179 o. 189; Hervorh. S.G.) Zugleich postuliert er aber, daß das Ziel der letztlichen hermeneutischen Aufgabe, »die Gedanken eines anderen als seine Produktion vollkommen zu verstehen« (ebd., S. 189), nur möglich ist, indem »wir uns von uns selbst losmachen« (ebd.).

des sog. hermeneutischen Dreiecks (Autor – Text – Leser): Entweder geht es hermeneutischen Ansätzen um das Verstehen der Meinung, Intention, Absicht oder um das Erlebnis oder gar die Wahrheit etc. einer Autorin oder eines Autors. Dann wird der Text lediglich als Medium, als Mittler oder Mittel, angesehen, das die Mitteilung des einen Subjekts (Autor) an das andere (Leser) transportiert, was diesen zu einem Nachkonstruieren dieser Intention veranlaßt.<sup>25</sup> Oder aber die als hermeneutisch zu bezeichnenden Theorien verlegen unter Beibehalten der Sinn- bzw. Intentions- oder Referenz-Kategorie die Größe des Autor-Subjekts in den Text selbst: Die zugebilligte Autonomie des Textes läßt diesen gleichsam wesenhafte Züge annehmen: sie läßt diesen »verwesen«. Hinter beidem scheint die Grundannahme zu stehen, daß letztlich Menschen nur Menschen *und nicht Texte* verstehen können. – Das Verstehen selbst wird bei der zweiten Variante in der Regel so gefüllt, daß an der Sinnfindung auch der Rezipierende beteiligt sein darf/ist, ein Gedanke, der von der Dialektik Platons<sup>26</sup> bis zur Frankschen Hermeneutik reicht und in der Rezeptionsästhetik gipfelt (sofern dort reale und nicht nur sog. implizite Leser gemeint sind).

Literaturwissenschaftlich unaufgebar ist die hermeneutische Kategorie der Interpretation (bzw., sofern man da trennen will, diejenige der Applikation) und damit das Grundanliegen von Gadamer und so ziemlich allen Hermeneuten. Dieser Theoriebaustein muß sowohl von strukturalistischer Seite eingefordert werden (siehe gleich) und ist ebenso unabkömmlich für den Konstruktivismus, da Texte ja nur qua Interpretation existieren können.

## 5. Zum Konzept der Kooperation und dem Stellenwert strukturalistischer Analyse

Es wurde oben dafür plädiert, daß ein gegenwärtiges Theoriekonzept einer operationalen Ebene der sog. Analyse bedarf. Notwendig ist eine solche Ebene, da sie den Versuch darstellt, die Interpretationsergebnisse anläßlich einer bestimmten Methode und den darin ausgebreiteten Kriterien zu erstellen, wodurch sie für andere nachvollziehbar gemacht werden sollen. Im Gegensatz

---

<sup>25</sup> So z.B. Schleiermachers erklärtes Ziel des divinatorischen Verstehens oder E. D. Hirsch.

<sup>26</sup> Bei Platon hat nur derjenige etwas *verstanden*, der es in eigenen Worten wiedergeben, also anwenden kann. Verstehen *muß* dabei immer – um eine Tautologie auszuschließen – an die Möglichkeit eines ursprünglichen Erkennens geknüpft sein, nämlich an das Wiedererkennen einer Ordnung, wie sie sich idealer Weise in einer schönen Gestalt zeigt (vgl. Phaidros 251a).

dazu ist für z.B. Gadamer allem Anschein nach jede ›verstehende‹ Interpretation eine adäquate. Verstehen selbst kann aber wiederum nur durch einen anderen Verstehenden festgestellt und legitimiert werden, wodurch ein tyrannischer Regreß ad infinitum entsteht. Natürlich ist auch einem Regreß ad infinitum bei der Einführung methodischer, an Nachvollziehbarkeit orientierter Kriterien nicht zu entkommen; auch diese sind in ihren Ursprungsbedingungen arbiträr. Indem dies aber zugestanden wird, jederzeit also ›bessere‹ Methoden vorgeschlagen werden können und der Vollzug der Methode selbst an eben diese Kriterien gebunden ist, kann man so dem Tyrannischen weitestgehend entkommen. So gesehen verwundert es nicht, das auch von hermeneutischer Seite in Ansätzen längst vor Gadamer und vermehrt gegenwärtig ein Verfahren angedacht worden ist, daß der ›eigentlichen‹ Interpretation vorgeschaltet und eben als Analyse bezeichnet wird. Analyse wird heute auch von hermeneutischer Seite in der Regel mit strukturalistischen Verfahrensweisen und Ansprüchen identifiziert, diese allerdings einer spezifischen Bewertung zugeführt. Dies soll kurz dargelegt werden:

Wo eine solche Unterteilung auftritt, kann und wird sie oft als das Zusammensein der beiden ursprünglich konträren ›Grundtypen‹ der Hermeneutik, der subjektiven (= applizierenden) und der objektiven (= analytischen), angesehen, die auf Platon auf der einen bzw. auf Aristoteles' »Peri hermeneias« auf der anderen Seite zurückgeführt werden.<sup>27</sup> Bei Schleiermacher sind diese beiden Verfahrensweisen innerhalb einer universalen Hermeneutik vereint, was bei dem Theologen nicht überrascht, da ein ›objektivierendes‹ Verfahren in der protestantischen Theologie spätestens seit der Aufklärung in Gestalt der historisch-kritischen Methode institutionalisiert wurde. Gegenwärtig wird ein kooperatives Konzept von hermeneutischer Seite beispielsweise von Autoren wie H. R. Jauß, P. Ricœur, M. Frank (sowie in der Biblexegese<sup>28</sup>) vertreten. Gemeinsam ist *diesen* Modellen – und das macht sie zu spezifisch hermeneutischen –, daß in der Analyseebene (nur) eine Art Hilfsfunktion für die ›eigentliche‹ hermeneutische Aufgabe gesehen wird:<sup>29</sup> das Verhältnis von Analyse- und Interpretationsebene wird also gleichsam *hermeneutisch* bestimmt.<sup>30</sup> Das meint, das dasjenige, was interpretiert wird, nicht in einem ex-

---

<sup>27</sup> Vgl. Ebeling 1959.

<sup>28</sup> Vgl. z.B. Egger, 1987 oder Preuss, 1984.

<sup>29</sup> Vgl. z.B. Frank, 1989, S. 143 (2. Sp.) oder Ricœur 1973, S. 115; 1974a, S. 50; 1974b, S. 30f. oder 1987.

<sup>30</sup> Entgegen des Axioms der inneren Abgeschlossenheit des Strukturgefüges eines Textes, was in der Ricöurschen Terminologie als »Abstraktion der *mimesis* II« (1988, S. 88), also als das ausschließliche Berücksichtigen der »inneren Gesetze des literarischen Kunstwerks« (ebd.) bezeichnet wird, will Ricœur einen »hermeneutischen Bogen, der sich aus dem Leben erhebt, durchs literarische Werk hindurchgeht

pliziten Ableitungsverhältnis zu den Ergebnissen der Analyse stehen soll, sondern daß die Interpretation gleichsam frei über deren Ergebnisse verfügt und damit letztlich über den Text. Das interpretatorische Abschlußverfahren ist also nicht an ein analytisches Gesamtmodell gebunden; die Analyse ist vielmehr in den hermeneutischen Zirkel hineingenommen. Gerade bei Frank oder Ricœur bleibt letztlich unklar, wozu es der Analyse bedarf, wenn das Eigentliche – der »Stil« oder die »Welt des Textes«<sup>31</sup> – sich einer analytischen Beschreibung (angeblich) entzieht. Immerhin muß gesagt werden, daß sich ihre Kritik vor allem gegen eine taxonomisch gepolte strukturalistische Analyse richtet und ihr gegenüber auch berechtigt ist, da syntagmatische Strukturelemente eines Textes natürlich auch zur Gesamtstruktur gehören.<sup>32</sup> Und grundsätzlich zustimmen muß man ihnen auch in der Verwerfung des Abgeschlossenheitsanspruchs strukturaler Theoriebildung. Dies ist aber nicht damit zu begründen: weder indem man betont, daß die ›Welt des Textes‹ ein Werk einer »Konfigurationstätigkeit« sei (Ricœur 1988, S. 106; Hervorh. S.G.), oder indem dem Text die Fähigkeit zur Selbstaktivität zugesprochen wird noch indem man den Stil als die »jeweils singuläre Art und Weise, wie der Autor im sprachlich und formal vorgegebenen Material seine eigentümliche Weltansicht mit zur Geltung bringt« (Frank 1979, S. 66f.), bestimmt. – Zwar ist jede Analyse restriktiv zu ihrem Objekt, aber mit Titzmann kann man sagen, daß gerade der Franksche Einwand

---

und zum Leben zurückkehrt« (1991, S. 254, Fn.1), schlagen.

Frank sagt: »Die ›andere Seite‹ [d.h. die nicht-grammatische, S.G.] der Interpretation wird beschritten, sobald man die von der Schrift unterbrochene Verbindung des Textes zur lebendigen Kommunikation wieder herstellt: dann analysiert man ihn nicht mehr, dann *interpretiert* man ihn: Textanalyse wird Texthermeneutik.« (1989, S. 149)

<sup>31</sup> Vgl. z.B. Frank 1979, S. 66ff.; etwas differenzierter 1989, S. 156: »Die Arbeit des Interpretieren [...] besteht darin, in jedem Strukturmoment des Textes den ›individuellen Beisatz‹ zu entdecken und umgekehrt im individuellen Stil des Autors die aufgehobenen symbolischen Ordnungen nachzuweisen.« Problematisch daran ist freilich, daß der Stil mit Sartre als das »Unsagbare« (ebd.) bestimmt wird, das nur »erraten« (ebd., S. 157) werden kann. Damit ist aber zumindest mir völlig unklar, wie eine »differentielle Interpretation« (ebd.) zum Stilerraten etwas beitragen soll. (Vgl. gegen Franks Bestimmung des Stil die linguistische Stildefinition des sog. Individualstils bei Sanders 1973, S. 69–80 u. 109f.) – Bei Ricœur werden in sein Konzept (taxonomisch-)strukturalistische Konzepte als interpretatorische Teilmomente des sog. Konfigurationsaktes integriert. Dabei dürfe allerdings die »Auslegung mit der Strukturanalyse der Werke, und d.h. mit ihrem immanenten Sinn [d.h. mit der Struktur, S.G.]« nicht aufhören, sondern müsse »weiterhin darauf ziel[en], die Art von Welt, die ein Werk entwirft, zu entfalten.« (1974a, S. 50 – vgl. auch 1988, S. 124, 1974b, S. 30f., 1973, S. 115 etc.).

<sup>32</sup> Vgl. Ricœur 1989, S. 52–103 und Frank 1989, S. 131.

auf einem Denkfehler hinsichtlich des Begriffes der Individualität basiert. Denn wenn das Individuelle das ist, was sich einer Kategorisierung entzieht, ist es überhaupt nicht beschreibbar. [...] Wenn das Individuelle überhaupt beschreibbar ist, ist es zugleich auch präzise, d.h. mit theoretischem Vokabular beschreibbar: [... es] ist also jedermanns oder niemands Problem. (1977, S. 26f.)

Somit kann der Interpretationsbegriff nicht über den Stilbegriff eingefordert werden. – Das ›dynamisch-biotische‹ Textverständnis Ricœurs (›Welt des Textes‹) ist erkenntnistheoretisch in Analogie zu Gadammers Vorschlägen und den obigen Ausführungen zu sehen.

Wenn man aber auf eine Ebene der Analyse zurückgreift, weil dieser eine andere, relevante Qualität der Textbetrachtung zugesprochen wird, scheint doch die Überlegung von Jahraus 1994 wesentlich nachvollziehbarer, daß sich die »Interpretation nicht unexplizierbar auf den Text, sondern explizit auf die Analyse« (S. 40f.) beziehen soll. Damit ist die Interpretation an festgelegte/vereinbarte Bedingungen geknüpft, was Vorteile bietet, sofern man eine strukturelle Textanalyse für geeignet oder sogar für besonders geeignet hält, einen Text zu bearbeiten und so ein analytisches Gesamtmodell des wahrgenommenen Textes zu entwerfen. Jahraus' Modell selbst liegt allerdings noch ein relativ ›stabiler‹ Textbegriff zugrunde, der zu überholen ist. Dies wird vor allem hinsichtlich der Beschreibung der »primär-semantische[n] Ebene« (S. 29) deutlich und virulent. Diese Ebene ist auf die Erfassung der »natursprachliche[n] Bedeutungen« (ebd.) ausgerichtet und rekuriert damit auf das, was linguistisch als »Sprachkompetenz« (S. 31) bezeichnet wird, die Jahraus als eine »lediglich theoretische Abstraktion« (S. 29) spezifiziert. Dies scheint zwar theorieimmanent notwendig zu sein – auf die Unschärfe zwischen primär-semantischer und sekundär-semantischer Ebene weist Titzmann 1977, S. 70ff. hin. Das Problem ist aber zu erklären, wie diese »rein denotativen Decodierungsmöglichkeiten« (Jahraus 1994, S. 29) den Analysierenden zugänglich sein sollen, wenn sie »immer schon in komplexere Bedeutungssituationen ›aufgehoben‹« (S. 29) sind. Eine praxisrelevante Unterscheidung von primärem Sprachsystem (natursprachliche Kompetenz) und der »natürlichen Sprache« muß wohl als geringer und verquickter angesehen werden.<sup>33</sup> Sinnvoller erscheint ein relativiertes Beschreibungsverfahren, in dem auch Dekodierung auf der primär-semantischen Ebene problematisiert werden kann und muß.<sup>34</sup> Dies muß einer strukturalen Theorie von ihren Grundprämissen her möglich sein, wie das Folgende zeigen soll.

---

<sup>33</sup> Vgl. hierzu z.B. Bußmann 1990, S. 389f.: Probleme der *Komponentialanalyse*.

<sup>34</sup> Zur sog. Denotation vgl. auch Köck 1993, S. 184f.

## 6. Bearbeiten als subjektabhängige Invarianz

Ein textanalytisches Modell muß sich gegenwärtig mit konstruktivistischen Argumenten konfrontiert sehen, die es sehr plausibel machen, daß eine sog. intersubjektive Analyse ›strenggenommen‹ eine Unmöglichkeit darstellt. Eine Umsetzung eines solchen Vorhabens ist rein pragmatisch nicht vorstellbar und auch ein Zustimmung ›aller‹ muß konstruktivistisch keinen Konsens bedeuten, sondern lediglich, daß vorhandene Differenzen entweder nicht wahrgenommen oder als redundant angesehen werden. Ferner stellt sich die Frage, ob eine bestimmte Analysemethode tatsächlich etwas über einen Text ›aussagen‹ kann oder ob nicht vielmehr für sie eben nur das wahrnehmbar ist, was ihr methodisches Inventar leiten kann.

Diese Anfragen sind berechtigt und eine strukturelle Theorie kann ihnen nicht ausweichen. Es soll aber gezeigt werden, daß die Grundlage zumindest des Strukturalismus von Titzmann an solche Fragen anschlussfähig ist und sie z.T. in seiner Theoriebildung bereits berücksichtigt sind. Der Strukturalismus geht wie der Konstruktivismus (oder auch das naturwissenschaftliche Paradigma) von der grundsätzlichen Arbitrarität von Theoriebildung aus, betont aber ungleich mehr Sinn und Möglichkeit, sich über die zu beschreibenden Phänomene innerhalb des institutionalisierten Wissenschaftsbetriebs zu verständigen. Der Konstruktivismus gewichtet bzw. wertet da hinsichtlich der Möglichkeit der Verständigung anders, was je radikaler desto konsequenter ist. Dadurch entstehen aber wiederum andere Probleme, denen wiederum Defizite zugrunde liegen. Dies soll dann im abschließenden Gliederungspunkt diskutiert werden.

Nach Titzmann sind strukturalistische Aussagen »den geltenden Normen der Logik und Analytischen Wissenschaftstheorie« (1977, S. 15) unterworfen. Damit setzt er voraus, daß diese Normen relevant und prinzipiell anwendbar sind. Das kann man freilich nicht letztbegründen, es ist gewissermaßen ein willkürlicher Start. Vorab muß also für jeden grundsätzlich entschieden sein, daß bzw. »ob diese Normen prinzipiell akzeptiert werden und ob man sich um ihre Einhaltung« (ebd.) bemühen will. »Regeln zu formulieren impliziert also von vornherein, die *Möglichkeit* intersubjektiver interpretatorischer Aussagen *anzunehmen*.« (S. 20, Hervorh. S.G.) Daß sich das erkenntnistheoretisch nicht von selbst versteht, liegt daran, daß Beobachtbarkeit (auch für Titzmann) eine »letztlich pragmatisch-kulturelle Kategorie: eine Funktion des ›epistemologischen Feldes‹ der Kultur (Foucault 1966)« (S. 23) ist: »alle Kultur ist axiomatisch. ›Nichts ist gegeben. Alles ist konstruiert‹ (Bachelard 1974, S. 172).« (S. 31)

[N]atürlich treten wir an kein ›Phänomen‹ voraussetzungslos, wie es der Positivismus oder manche hermeneutische Konzeption interpretatorischer Einfühlung wollte, heran: schon das Phänomen als solches nehmen wir überhaupt erst auf dem Hintergrund sprachlich-kulturell bedingter Kategorien wahr. (S. 111)

Wenn aber (auch) ein strukturalistisches Verfahren als ein perspektivenabhängiges beschrieben werden muß – »[strukturelle] Begriffe sind also ebenenabhängige, heuristisch-operationale Begriffe: sie bezeichnen nicht invariant-ontologische Begebenheiten« (S. 41) – dann ist freilich immer die Möglichkeit gegeben, daß man ein solches Verfahren bzw. seine Verfahrensweisen ablehnt. Im Unterschied aber zu konstruktivistischen Theoriebildungen glaubt Titzmann, daß es nun gerade möglich (und notwendig) ist, sich über solche Begriffe und Verfahren so verständigen zu können, daß sie innerhalb des Rahmens *institutionalisierter (gegenwärtiger) Wissenschaftsbetrieb* – mit dem Attribut ›intersubjektiv‹ versehen werden dürfen.

Daraus folgt zweierlei: Erstens müssen alle Aussagen in Titzmanns *Strukturaler Textanalyse* als kontingente Aussagen ausgewiesen werden. Dies ist allerdings in vielen Fällen sprachlich nicht verwirklicht, z.B. in Formulierungen, in denen dem Text Handlungspotenz zugesprochen wird.<sup>35</sup> Hier könnte der Anschein entstehen, daß es sich dem Anspruch nach nicht um ein relatives, sondern um ein objektives Verfahren handelt; daß also etwas ›an sich‹ Gegebenes ›herausgelesen‹ wird. Daneben gibt es aber auch andere Aussagen, die ganz gezielt seiner erkenntnistheoretischen Grundlage Rechnung tragen:

Nicht diese normalsprachliche Bedeutung des Textes, die ein linguistisches Objekt darstellt, interessiert uns, sondern die Bedeutung, die nicht nur durch die bloße Kenntnis des primären Sprachsystem gegeben ist und die der Text insofern aufweist, als er ein sekundäres, semiotisches System ist *oder verwendet bzw. so verhandelt werden kann, als sei oder verwende er ein solches*. (S. 92, Hervorh. S.G.)

Wichtiger ist freilich, daß ›Literatur‹ *in der semiotischen Sicht* selbst ein Zeichensystem bildet« (S. 66, Hervorh. S.G.).

Derartige Formulierungen müssen die basale Blickrichtung eines ernstzunehmenden Strukturalismus sein. Sie markieren die kontingente Grenzziehung

---

<sup>35</sup> Vgl. z.B.: »daß [...] vom [!] Text postuliert, aber nicht expliziert wird« (S. 206) oder »was unser Text hier treibt [!]« (S. 213) usw. Teilweise stehen solche Formulierungen aber auch in Anführungszeichen: »wie es ein Text ›macht‹, sekundäre [...] Bedeutung aufzubauen« (S. 18). Dies halte ich für einen legitimen (da ökonomischen) Umgang mit solchen Formulierungsproblemen. – Umgekehrt soll nicht behauptet werden, daß der vorliegende Aufsatz von solchen Formulierungsproblem oder Vorstellungen frei wäre.

zwischen nicht-wissenschaftlicher und dieser Art dezidiert wissenschaftlicher Textbetrachtung.

Zum andern folgt aus der Grundprämisse der Kontingenz, daß sie auch in Bezug auf die Wissenschaftsstandards selbst Anwendung finden muß. Wenn die Standards kontigent sind, bedeutet das ganz grundsätzlich, daß das Verfahren einer möglichen Überarbeitung/Verbesserung gegenüber immer offen steht. Dies ist bei Titzmann der Fall.<sup>36</sup> Zum anderen kann aus diesen Standards kein Anspruch abgeleitet werden, der zu einer Synonymisierung von Analyse und Interpretation führt, wodurch der titzmannsche Analysebegriff ein Unternehmen ›Interpretation‹ (= Deutung der Bedeutung eines Textes) ausschließen will. Damit bestimmt aber Titzmann Wissenschaftlichkeit »nur über die Anforderungen von Wissenschaftsstandards, nicht aber über die Bedürfnisse, deren potentielle Erfüllung den Objekten inhärent ist« (Jahraus 1994, S. 24). Das Problem ist aber, daß die Leistungsfähigkeit der Analyse »nur soweit [reicht], wie man analytisch vorgehen kann, d.h. wie ein Text durch ein struktural-analytisches Verfahren unter der entsprechenden Realisierungsvoraussetzung und -möglichkeit zu beschreiben ist.« (ebd.)

Für die Notwendigkeit einer Interpretationsebene lassen sich aber auch theorieimmanente Gründe finden. Titzmann selbst hat auf das »Vollständigkeits- bzw. Selektionsproblem« (1977, S. 29f. u. 345ff.) hingewiesen, das einer Realisierung einer konsequente Analyse entgegensteht. Durch sog. Relevanzkriterien (S. 345ff.) wird mit diesem Problem umzugehen versucht. Der Anspruch nach Vollständigkeit korreliert allerdings mit dem Postulat, daß es »zum jeweiligen Zeitpunkt genau eine optimale TA [= Textanalyse]« (S. 381) und das heißt für Titzmann zugleich: nur eine richtige »Interpretation« (vgl. ebd. oder S. 219) der Textbedeutung geben kann. »Daß sich die *Deutung* der Texte verändern kann, kann niemals heißen, daß sich ihre *Bedeutung* verändert.« (S. 227) »Macht man diese Unterscheidung nicht, muß man eigentlich leugnen, daß der Text überhaupt eine invariante Struktur hat – das wäre dann wohl eine schwer verteidigbare Hypothese.« (ebd., Fn. 13)<sup>37</sup>

Das Theorem vom Wandel der *Textbedeutung* kann man jedenfalls nur dann vertreten, wenn man erstens zwischen Bedeutung und Deutung nicht unterscheidet und zweitens alle Deutungen als gleichwertig behandelt; beide Prämissen scheinen uns unannehmbar. (S. 228, Hervorh. S.G.)

Nun ist es aber in der Praxis tatsächlich schwer möglich, zwischen Deutung und Bedeutung zu unterscheiden, da jeder Bedeutung doch wohl unterstellt

---

<sup>36</sup> Vgl. Titzmann 1977, S. 18.

<sup>37</sup> Konstruktivistisch ist diese These sehr wohl zu vertreten und um so besser zu verteidigen, je desemantischer die entsprechenden Strukturen sind.

werden kann, daß sie nur als Deutung erfaßbar und darstellbar ist. In einer weniger strengen Unterscheidung kann man zwischen Deutung und Bedeutung aber in dem Sinne unterscheiden, daß die Validität, an die Bedeutung geknüpft wird, gegenüber der in bezug auf Deutung wesentlich strenger sein muß, d.h. in der Perspektive struktural-linguistischer Verfahren auf Merkmale des Textes und deren Kombination untereinander zurückgeführt werden können. Mit einer solchen Unterscheidung konvergiert das Modell der Trennung von Analyse und Interpretation, das zugleich sicherstellt, daß Deutungen (= Interpretationen) falsifiziert werden können, sofern sie mit dem Analysemodell logisch unvereinbar sind. Titzmann ist in diesem Punkt vorzuwerfen, daß er selbst die Unterscheidung Deutung – Bedeutung vernachlässigt, da es innerhalb seiner Überlegungen keine Möglichkeit gibt, Texte auch zu deuten. Wenn aber auch er diese Unterscheidung macht, müßte er zugleich klären, wo erstens die Grenze zwischen Bedeutung und Deutung verläuft<sup>38</sup> und zweitens nach welchem Kriterium er Deutungen beurteilen würde.

Dies alles sind Gründe für eine Kooperation von Analyse und Interpretation. Die Vorteile der strukturalistischen Verfahrensweise seien zum oben Gesagten noch cursorisch ergänzt:

a) Die Analyse baut auf der sog. Grund-, Basis- oder auch als ›banal‹ bezeichneten Semantik eines Textes auf.<sup>39</sup> Diese wird auch von konstruktivistischer Seite als relativ stabil angesehen, d.h. ihr wird ein hoher Grad sozialer Verabredung zuerkannt.<sup>40</sup> Diese Semantik wird mittels relativ einfacher Operationen (Äquivalenzen und Oppositionen) nach den zuerkannten Merkmalen geordnet, so daß nach Zusammenfassen, Abstrahieren, Hierarchisieren eine Gesamtstruktur entstehen kann. Der Text wird dabei als grundsätzlich ›sinnvoll‹, also kohärent angesehen, was bedeutet, daß grundsätzlich alle wahrnehmbaren Merkmale Relevanz besitzen und von daher zu berücksichtigen sind, so daß eine Gesamtstruktur keinem der wahrnehmbaren Merkmale widerspricht. Ein solches Verfahren ist deshalb operational, da man mit dem Problem, daß in der Regel nie alle wahrnehmbaren Merkmale berücksichtigt

---

<sup>38</sup> Dies ist deshalb notwendig, weil der zweite Nebensatz im obigen Zitat (Titzmann 1977, S. 228) impliziert, daß für Titzmann nicht alle ›Deutungen‹ gleich sind, woraus wiederum folgt, daß Deutung *nicht* etwas sein kann, was per se *nicht* in einem Verhältnis zu ›Bedeutungen‹ steht. Wenn aber Bedeutung und Deutung in einem Verhältnis zueinander stehen, dann muß deren spezifische Relation beschrieben und letztere selbst sinnvollerweise als eine (wie auch immer) abzuleitende Größe der Bedeutung angesehen werden. Dies unterläuft aber das titzmannsche Vollständigkeitspostulat, das die Deutungsdimension vernachlässigt.

<sup>39</sup> Die Begriffe sind angelehnt an Scheffer 1992.

<sup>40</sup> Vgl. Scheffer 1992, S. 236.